

Entstehungsgeschichte dieser Inszenierung

ein Bericht der Darstellerin Gisela Nohl

1985 sah ich am Kölner Schauspielhaus ein Gastspiel des Werktheaters Amsterdam: „Du bist meine Mutter“ von und mit Joop Admiraal.

Es war ein unglaubliches Erlebnis für mich und der Abend berührte mich in mehrfacher Weise tief: Zum einen war ich zu dieser Zeit Schauspielschülerin, und einen solchen Schauspieler erleben zu dürfen, der mit seinem ganzen Können und seiner Seele eine, wie ich nachher las, seine Geschichte erzählte, war ein großes Geschenk. Außerdem faszinierte mich die künstlerische Form: Sohn und Mutter in einer Person darzustellen, in einem In- und Auseinandergleiten der Handlungen und Gesten...

Zum anderen waren meine Mutter und ich in einer vergleichbaren Situation wie Mutter und Sohn im Stück und manchesmal stockte mir der Atem, weil mir vieles so schmerzlich bekannt war. Ich war angerührt und begeistert und dieses Theatererlebnis behielt von da an einen Platz in meinem Herzen.

Ich spielte nach meiner Ausbildung verschiedenste Rollen an unterschiedlichen Theatern und nach vielen Jahren dachte ich eines Tages: Könnte der Sohn in Admiraals Stück nicht auch eine Tochter sein?

Könnte dieses Theaterstück vielleicht für mich eine Aufgabe, eine unglaubliche Herausforderung werden?

Dürfte ich es überhaupt spielen?

Könnte ich es überhaupt?

Ich rief im Werktheater Amsterdam an, ohne eigentlich genau zu wissen, was in diesem Fall zu tun ist. Mir wurde tatsächlich die Telefonnummer von Herrn Admiraal gegeben und kurze Zeit später sprach ich mit ihm.

Ich erzählte ihm, dass ich Schauspielerin sei, ihn 1985 am Kölner Schauspielhaus gesehen hätte und der Wunsch entstanden sei, sein Stück selbst zu spielen.

Mit großer Offenheit zeigte er sich an der Idee interessiert, als Frau die Geschichte zu erzählen und fragte, ob ich denn die Mutter durch den Vater ersetzen wolle. Das wollte ich aber nicht.

Ich könne das Stück nehmen, ändern, was nötig sei und er wünsche mir viel Glück.

Es war einfach unglaublich.

Mit Klaus Roth, dem Leiter des D.a.S. Theaters Köln, war ich seit langem sehr verbunden. Mehrere Produktionen hatten wir bereits gemeinsam erarbeitet. Ich erzählte ihm von meiner Idee und von der Überlegung, das Projekt für das D.a.S. Theater entstehen zu lassen.

Klaus war sehr angetan und schmiedete sofort konkrete Pläne. Dies alles zeugte von großem Vertrauen in mich, schürte bei mir allerdings auch Angst vor meiner eigenen Courage. Als die Stückfassung vom Verlag eintraf, traute ich mich erst nicht, sie zu lesen.

Was wäre, wenn der Text meiner Erinnerung gar nicht entspräche? Wenn in den ganzen Jahren eine Verklärung stattgefunden hätte?

Ich bin Klaus heute noch für sein konkretes Vorantreiben sehr dankbar. Ich weiß nicht, ob die Idee ohne ihn wirklich Gestalt angenommen hätte...

Dann erzählte ich meinem geschätzten Kollegen Bernd Rieser davon. Wir kannten uns von der Schauspielschule und auch er hatte Joop Admiraal auf der Bühne gesehen und erinnerte sich gut daran. Bernd unterstützte mich in meiner Idee sehr und äußerte sein großes Interesse, mit mir an diesem großartigen Stück zu arbeiten. Bernd hatte bis dahin zwar viel gespielt, aber noch keine Regie geführt. Wir fanden es beide spannend, uns miteinander auf diesen neuen Weg zu begeben und damit begann eine sehr fruchtbare, kreative und aufregende Theaterarbeit.

Wir führten viele, viele Gespräche, um uns dem Text und den beiden Figuren zu nähern: wir stritten darüber, worum es vorrangig ginge: Um die Einsamkeit der Tochter? Um die der Mutter? Wir erzählten uns viel von unseren eigenen Erlebnissen und Gefühlen aus Kindheit und Gegenwart und lasen immer wieder den Text. Bevor wir begannen, konkret mit dem Text zu arbeiten, schickte mich Bernd in viele Improvisationen, die uns Material gaben, um unsere eigenen Mutter - und Tochterfiguren zu schaffen.

Eine entscheidende Sorge hatte ich. Da meine Mutter schon jahrelang an Demenz erkrankt war und mir das Thema und die töchterlichen Besuche so nahe waren, hatte ich Angst, auf der Bühne nicht zwischen mir und der Rolle unterscheiden zu können.

Natürlich ist das Spiel reicher, wenn es mit eigenem Leben angefüllt ist, aber dennoch bedarf es eines gewissen Abstands, um nicht zu einem privaten, eher therapeutischen Vorgang zu werden, der auf einer Bühne nichts zu suchen hat.

Joop Admiraal und sein Regisseur Jan Ritsema haben sich im Entstehungsprozess des Stückes ähnliche Fragen gestellt. In deren Programmheft erzählt Ritsema von der außergewöhnlichen Probenarbeit und an einer Stelle heißt es:

„Die Frage, wie persönlich wir sein könnten, ohne peinlich zu wirken, beschäftigte uns fortwährend. Eine persönliche Situation oder Handlung kann durch die Form, die man ihr gibt, ihre Peinlichkeit verlieren. Zuviel Form kann jedoch eben diesen Funken Spannung wegnehmen, der notwendig ist. Das war das Wesentliche, darauf musste unsere Arbeit hinauslaufen. Wie essentiell persönlich wagte Joop zu sein und auf welche Weise konnten wir dem Stück eben diese Form geben, die es nicht schwülstig machte. Sehr oft sagten wir zueinander: Wir müssen weit gehen, aber es muss für den Zuschauer erträglich bleiben.“

Wie konnte ich für die Arbeit Distanz zu meiner persönlichen Betroffenheit schaffen?

Darin unterstützte mich Petra Eiseid mit ihrer Arbeit nach dem Life-Art-Prozess, der es ermöglicht, die persönliche Erfahrung für die Theaterfigur zu nutzen und schöpferisch handlungsfähig zu bleiben. Vor Beginn der eigentlichen Inszenierung durfte ich mich von ihr auf einem sehr persönlichen Weg führen und begleiten lassen.

Eine kraftvolle, tiefe Arbeit, die um so wertvoller für mich wurde, als in der zweiten Probenwoche meine Mutter nach fünfzehnjähriger Krankheit starb. Im ersten Moment meinte ich, jetzt mit allem aufhören zu müssen. In dem Brief, den ich dann vor unserer Premiere an Joop Admiraal schrieb, formulierte ich es so:

„Zuerst dachte ich, angesichts dieser Todeserfahrung gar nicht mehr weiter proben zu können. Aber nach einer Weile wuchs das Bedürfnis, diese Inszenierung meiner Mutter zu widmen. Und so ist es gut.“

Das stimmt bis heute. Dennoch dachte ich einige Jahre später mal, es sei an der Zeit, mich endlich von diesem Thema zu verabschieden. Aber nach einer Prüfung dieser „Idee“ merkte ich: ich spiele das Stück weiterhin gern und solange es Menschen sehen möchten, freue ich mich darüber.

Bernd und ich verlegten die Geschichte von Holland nach Deutschland und änderten die holländischen Namen der Personen. Ansonsten gab es nur zwei Äußerungen der Mutter, die einer inhaltlichen Änderung bedurften: eine, die sich nur auf einen Sohn, eine andere, die sich nur auf einen homosexuellen Sohn beziehen kann. Ansonsten ist der Originaltext geblieben. Dadurch allerdings, dass es sich bei uns um eine Mutter-Tochter-Beziehung handelt, änderte sich einiges jenseits der Worte.

In einer Kritik hieß es:

„... Zwar fällt nun die doppelte Brechung weg, mit der Admiraal dem Verwandlungsprozess eine groteske Verfremdung verlieh, dafür spiegelt sich jedoch das Schicksalsbild der Tochter deutlicher in dem der Mutter und... betont überzeugend diese weibliche Lebenslinie.“

Und in einer anderen:

„Obwohl damit eine in Admiraals Inszenierung essentielle Dimension - die Auseinandersetzung mit der eigenen Homosexualität - entfällt, ... macht die Aufführung des D.a.S.Theaters dieses Defizit wieder wett, indem sie sich ganz auf das Verhältnis der beiden Frauen konzentriert, sehr genaue Bilder für den Prozess des Alterns und die erdrückende Verantwortung auf den Schultern der Tochter findet.“

Mit dem Schluss des Stückes haben wir sehr gerungen. Admiraal wendet sich am Ende direkt an seine Mutter und in diesem Epilog meint er ganz offensichtlich seine reale, private Wirklichkeit. Wir glaubten, kein Recht zu haben, diese Sätze zu sprechen, wollten aber andererseits auf die Aussage des Schlusses nicht verzichten. Nach vielen Versuchen haben wir eine, wie ich finde, gute Lösung gefunden, die der Worte nicht bedarf. '

Dennoch möchte ich gerne, dass Joop Admiraals Schluss zu lesen ist.

Im Original heißt es:

„Mutter, ich habe ein Stück über dich und mich gemacht. Es heißt „Du bist meine Mutter“. Und alles, was ich darin sage - denn ich spiele dich - hast du in Wirklichkeit auch gesagt. Also hast eigentlich du das Stück geschrieben. Und den meisten Menschen gefällt es. Ich bin sehr glücklich. Und das habe ich dir zu verdanken. Aber am Ende spiele ich eine Szene, da liegst du im Krankenhaus und sagst, dass du nicht mehr leben willst. Und dann gab es manchmal Menschen, die dachten, dass du dann auch wirklich gestorben bist. Aber so einfach ist es nicht. Du lebst noch.“

Viele Jahre nach dem Theaterabend im Schauspielhaus blieb das Stück in meinem Herzen lebendig; nach intensiver Probenarbeit kam es zur Premiere. Nun spiele ich das Stück schon viele Jahre. Das hätten wir damals nie für möglich gehalten.

Ich danke all den Menschen, die mit mir mutig diesen spannenden Weg gegangen sind und weiterhin gehen.

Und voller Dankbarkeit denke ich an Joop Admiraal. Seine damaligen Glückwünsche für unsere Arbeit sind in Erfüllung gegangen.

Gisela Nohl
Köln, im April 2012